

Hochkaräter

Der Rosie-Effekt

Roman

Bearbeitet von
Graeme Simsion, Annette Hahn

1. Auflage 2016. Taschenbuch. ca. 448 S. Paperback

ISBN 978 3 596 03185 6

Format (B x L): 12,5 x 19 cm

Gewicht: 385 g

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Graeme Simsion
Der Rosie-Effekt

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1. Kapitel

Orangensaft war für freitags nicht vorgesehen. Obwohl Rosie und ich das Standardmahlzeitenmodell aufgegeben hatten, was eine Steigerung der »Spontaneität« auf Kosten von Einkaufszeit, Lagerbestand und Essensresten ergab, hatten wir vereinbart, jede Woche drei alkoholfreie Tage einzulegen. Wie ich sofort voraussah, gestaltete sich die Einhaltung dieser Zielsetzung ohne formellen Zeitplan als schwierig. Nach einiger Zeit erkannte Rosie die Logik meines Lösungsvorschlags an.

Offensichtlich gut geeignete Tage für den Konsum von Alkohol waren Freitag und Samstag. Keiner von uns hatte am Wochenende regulären Unterricht. Wir konnten ausschlafen und eventuell Sex haben.

Sex durfte *auf keinen Fall* per Zeitplan terminiert werden, zumindest nicht offiziell, aber mir war eine Abfolge bestimmter Begebenheiten aufgefallen, die seine Wahrscheinlichkeit erhöhten: ein Blaubeer-Muffin der *Blue Sky Bakery*, ein dreifacher Espresso von *Otha's*, das Ausziehen meines Oberhemds und eine Imitation von Gregory Peck in der Rolle des Atticus Finch in *Wer die Nachtigall stört*. Ich hatte gelernt, die vier Begebenheiten nicht jedes Mal in derselben Reihenfolge einzusetzen, da meine Absicht dann durchschaubar gewesen wäre. Um ein Element der Unvorhersehbarkeit einzuführen, warf ich nun eine Münze, um eine der vier Komponenten zu eliminieren.

Ich hatte eine Flasche *Elk Cove* Pinot Gris in den Külschrank gelegt, der zu den Jakobsmuscheln passte, die ich am Morgen auf dem Chelsea Market gekauft hatte, doch als ich nach dem Abnehmen der Wäsche aus dem Keller kam, standen zwei Gläser Orangensaft auf dem Tisch. Orangensaft verträgt sich nicht mit Wein. Ihn vorher zu trinken, würde unsere Geschmacksnerven so weit desensibilisieren, dass wir die feine Restsüße des Pinot Gris nicht mehr schmecken und den Wein somit als sauer empfinden würden. Ihn nach dem Wein zu trinken wäre gleichermaßen inakzeptabel, da Orangensaft schnell verdirbt – weshalb in Frühstückslokalen so viel Wert auf den Zusatz »frisch gepresst« gelegt wird.

Rosie war im Schlafzimmer, für eine Klärung der Situation also nicht unmittelbar verfügbar. In unserer Wohnung bestanden für den gleichzeitigen Aufenthalt zweier Personen neun Kombinationsmöglichkeiten, wobei wir uns bei sechs davon in verschiedenen Räumen befanden. In unserer idealen Wohnung, wie wir sie, bevor wir nach New York umzogen, gemeinsam spezifiziert hatten, hätte es sechsendreißig mögliche Kombinationen gegeben, da sie ein Schlafzimmer, zwei Arbeitszimmer, zwei Badezimmer und ein Wohnzimmer mit offener Küche aufgewiesen hätte. Diese Musterwohnung hätte sich in Manhattan nahe einer U-Bahn-Station der Linie 1 oder A befunden, mit Blick aufs Wasser von einem Balkon oder einer Dachterrasse aus.

Da unser Einkommen aus einem Akademikergehalt plus der Einnahmen für zwei Teilzeitjobs als Cocktailmixer minus Rosies Studiengebühren bestand, war ein Kompromiss notwendig gewesen, und unsere derzeitige Wohnung bot keine der gewünschten Spezifikationen. Wir hatten dafür sehr viel Wert auf die Lage in Williamsburg gelegt, weil unsere Freunde Isaac und Judy Esler dort wohnten und die Gegend empfohlen

hatten. Es bestand kein logischer Zusammenhang darin, dass ein vierzigjähriger Genetikprofessor und eine dreißigjährige Doktorandin in Medizin dieselbe Wohngegend bevorzugen sollten wie ein vierundfünfzigjähriger Psychiater und eine zweiundfünfzigjährige Töpferin, die ihr Domizil vor dem Explodieren der Immobilienpreise erworben hatten. Die Miete war hoch, und die Wohnung hatte diverse Mängel, um deren Behebung sich die Hausverwaltung bislang gedrückt hatte. Momentan versagte die Klimaanlage dabei, die für den späten Juni in Brooklyn durchaus erwartbare Außentemperatur von vierunddreißig Grad Celsius zu kompensieren.

Die geringere Zimmerzahl, kombiniert mit unserer Eheschließung, bedeutete, dass ich mich dauerhaft in größerer Nähe zu einem anderen menschlichen Wesen befand als je zuvor in meinem Leben. Rosies physische Anwesenheit war ein überaus positives Ergebnis des von mir eingeleiteten Ehefrau-projekts, doch auch nach zehn Monaten und zehn Tagen des Ehelebens musste ich mich immer noch daran gewöhnen, Teil eines Paares zu sein. Manchmal verbrachte ich mehr Zeit im Badezimmer als unbedingt nötig gewesen wäre.

Ich überprüfte das Datum auf meinem Handy – definitiv Freitag, der 21. Juni. Das war besser als das ebenfalls mögliche Szenarium, in dem mein Gehirn eine Fehlfunktion entwickelt hatte und Tage inkorrekt zuordnete. So jedoch bestätigte sich eine Verletzung des Alkoholprotokolls.

Meine Gedanken wurden unterbrochen, als Rosie nur mit einem Handtuch bekleidet aus dem Badezimmer trat. Dies war die Bekleidung, die ich an ihr am meisten schätzte, vorausgesetzt, dass »unbekleidet« nicht als Bekleidung galt. Wieder einmal überwältigte mich ihre außergewöhnliche Schönheit und ihre unerklärliche Entscheidung, mich als Partner zu wählen. Und wie immer folgte diesem Gedankengang ein un-

erwünschtes Gefühl: ein kurzer, aber intensiver Moment der Angst, sie könnte ihren Irrtum eines Tages bemerken.

»Was gibt's?«, wollte sie wissen.

»Noch nichts zu essen. Ich befinde mich noch in der Phase der Zutatenzusammenstellung.«

Sie lachte auf eine Weise, die mir verriet, dass ich ihre Frage missverstanden hatte. Natürlich hätte sich ihre Frage komplett erübrigt, würden wir noch nach dem Standardmahlzeitenmodell verfahren.

»Nachhaltig produzierte Jakobsmuscheln mit einem *Mi-repoix* aus Karotten, Knollensellerie, Schalotten und Paprika sowie Sesamöl-Dressing. Das dazu empfohlene Getränk ist Pinot Gris.«

»Soll ich irgendetwas helfen?«

»Wir brauchen heute alle unseren Schlaf. Morgen fahren wir nach Navarone.«

Der Inhalt dieses Gregory-Peck-Zitats war irrelevant. Der Effekt beruhte allein auf dem Tonfall und der damit übermittelten Botschaft, dass ich die Zubereitung der sautierten Muscheln im Alleingang kompetent und zuverlässig erledigen würde.

»Und was, wenn wir nicht schlafen können, Captain?«, erwiderte Rosie schmunzelnd und verschwand im Bad. Das Handtuchproblem wollte ich nicht weiter thematisieren – ich hatte schon vor einiger Zeit akzeptiert, dass es wahllos im Bade- oder Schlafzimmer abgelegt werden würde und damit gewissermaßen zwei Orte in Anspruch nahm.

Unsere Präferenzen, was Ordnung angeht, liegen an unterschiedlichen Enden einer Skala. Als wir von Australien nach New York umzogen, packte Rosie drei Koffer in Übergröße. Allein die Menge an Kleidungsstücken war unfassbar. Meine persönlichen Besitztümer passten in zwei Handgepäckstücke.

Ich sah den Umzug als günstige Gelegenheit, meine Einrichtungsgegenstände durch verbesserte Versionen zu ersetzen. So schenkte ich meinem Bruder Trevor Stereoanlage und Computer als Ersatzteillager, brachte Bett, Haushaltswäsche und Küchengeräte in das Haus meiner Eltern in Shepparton zurück und verkaufte mein Fahrrad.

Im Gegensatz dazu vermehrte Rosie ihren umfangreichen Bestand an Besitztümern noch weiter, indem sie binnen weniger Wochen nach unserer Ankunft diverse Dekorationsobjekte dazukaufte. Das Resultat offenbarte sich im chaotischen Zustand unserer Wohnung: Topfpflanzen, überzählige Stühle und ein unpraktisches Weinregal.

Aber es lag nicht nur an der Quantität der Objekte – es bestand ferner das Problem der Organisation. Der Kühlschrank war überfüllt mit halbleeren Behältnissen für Brotaufstriche, Soßen und verderbenden Milchprodukten. Rosie hatte sogar vorgeschlagen, einen zweiten Kühlschrank von unserem Freund, Baseballfan Dave, zu kaufen. Ein Kühlschrank pro Person! Nie drängten sich die Vorteile des Standardmahlzeitenmodells mehr auf als jetzt: ein spezifiziertes Gericht für jeden Tag einer Woche, eine Standard-Einkaufsliste und optimierter Lagerbestand.

Es gab exakt eine Ausnahme in Rosies unorganisierter Lebensweise. Diese Ausnahme war eine Variable. Es handelte sich um ihr Medizinstudium, im jetzigen Moment speziell um ihre Doktorarbeit über *Umweltrisiken für Frühausprägungen der bipolaren Störung*. Rosie war in das Doktorandenprogramm der Columbia University aufgenommen worden unter der Bedingung, dass sie ihre Dissertation im Fach Psychologie in den Sommerferien fertigstellen würde. Der Abgabetermin war mittlerweile nur noch zwei Monate und fünf Tage entfernt.

»Wie kannst du bei einer Sache so organisiert sein und bei allen anderen so unorganisiert?«, hatte ich Rosie gefragt, als ich mitbekam, wie sie gerade einen falschen Druckertreiber installierte.

»Gerade *weil* ich mich so auf meine Doktorarbeit konzentriere, kümmere ich mich eben weniger um alles andere. Freud hat auch keiner gefragt, ob er das Verfallsdatum der Milch kontrolliert hat.«

»Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts gab es noch keine Verfallsdaten.«

Unfassbar, wie zwei so unterschiedliche Menschen wie wir ein so erfolgreiches Paar werden konnten!

2. Kapitel

Das Orangensaftproblem stellte sich am Ende einer bereits chaotischen Woche. Ein Mitbewohner unseres Apartmentkomplexes hatte die beiden »salonfähigen« Hemden, die ich besaß, verunstaltet, da er sich im Gemeinschaftswaschraum an unserer Waschmaschinenfüllung beteiligt hatte. Seinen Sinn für Effizienz kann ich durchaus nachvollziehen, aber eines seiner Wäschestücke hatte unsere gesamte weiße Wäsche in einen ungleichmäßigen Rosaton verfärbt.

Aus meiner Sicht bestand weiter kein Problem: Meine Stelle als Gastprofessor an der Columbia Medical School war gesichert, so dass ich mir keine Sorgen um einen »guten ersten Eindruck« machen musste. Auch konnte ich mir nicht vorstellen, dass ich wegen der *Farbe* meines Oberhemds in einem Restaurant nicht bedient werden würde. Rosies Oberbekleidung, die weitgehend schwarz war, hatte nicht weiter gelitten. Folglich beschränkte sich für sie das Problem auf ihre Unterwäsche.

Ich argumentierte, dass ich nichts gegen den neuen Farbton einzuwenden hätte und sie ja niemand sonst in Unterwäsche sehen werde, außer vielleicht ein Arzt oder eine Ärztin, die aufgrund ihrer Professionalität an derlei ästhetischen Aspekten keinen Anstoß nähmen. Aber Rosie hatte bereits versucht, das Problem mit Jerome – den sie als Urheber identifiziert hatte – zu besprechen, um eine Wiederholung auszuschließen.

Dieses Vorgehen schien vernünftig, allerdings hatte Jerome erwidert, sie solle sich verpissen.

Es überraschte mich nicht, dass sie auf Ablehnung gestoßen war. Rosie hat eine sehr direkte Art der Kommunikation, was mir gegenüber recht effektiv und tatsächlich oft notwendig ist. Andere hingegen interpretieren ihre Direktheit häufig als provozierend. Jerome vermittelte nicht den Eindruck, als wolle er gern Lösungsmöglichkeiten für eine Win-win-Situation erörtern.

Jetzt verlangte Rosie, ich solle ihm »die Stirn bieten« und zeigen, dass wir uns »nicht herumschubsen lassen«. Vor genau dieser Art von Verhalten warne ich meine Kampfsportschüler grundsätzlich. Wenn beide Parteien das Ziel verfolgen, Dominanz zu demonstrieren, und so dem Algorithmus folgen, jeweils immer heftiger zurückzuschlagen, wird dies letztlich zu Invalidität oder Tod einer Partei führen. Und das alles wegen einer Ladung Wäsche!

Im Gesamtkontext der Woche war das Wäscheproblem allerdings fast unerheblich zu nennen. Denn es hatte eine *Katastrophe* gegeben.

Man wirft mir regelmäßig vor, dieses Wort überzustrapazieren, aber jeder vernünftige Mensch würde es als angemessene Beschreibung für das Scheitern der Ehe meiner besten Freunde ansehen, bei dem obendrein zwei minderjährige Kinder in Mitleidenschaft gezogen wurden. Gene und Claudia lebten zwar weiterhin in Australien, aber die Situation stand kurz davor, den geordneten Ablauf meiner Woche über den Haufen zu werfen.

Gene und ich hatten über Skype telefoniert, mit sehr schlechter Verbindungsqualität. Möglicherweise war Gene auch betrunken gewesen. Er schien abgeneigt, ins Detail zu gehen, denn:

1. Menschen sprechen generell ungern über sexuelle Aktivitäten, die sie selbst betreffen.
2. Er hatte sich extrem dumm verhalten.

Nachdem er Claudia versprochen hatte, sein Forschungsprojekt aufzugeben, Sex mit Frauen aus allen Ländern der Welt zu haben, hatte er dieses Versprechen gebrochen. Offenbar war das bei einer Konferenz in Göteborg geschehen.

»Ach, Don, nun zeig aber mal ein bisschen mehr Mitgefühl«, klagte er. »Wie hoch standen denn die Chancen, dass sie in Melbourne wohnt? Sie stammte aus *Island!*«

Ich wies darauf hin, dass ich aus Australien stamme und in den Vereinigten Staaten lebte. Damit war Genes lächerliche Hypothese, dass die Menschen in ihren Heimatländern blieben, durch ein einfaches Gegenbeispiel widerlegt.

»Okay, aber *Melbourne!* Und dass sie Claudia kennt! Wie hoch stehen da die Chancen?«

»Schwer zu berechnen.« Ich machte Gene darauf aufmerksam, dass er diese Frage *vor* der Erweiterung seiner Nationalitätenstrichliste hätte stellen sollen. Wenn er eine vernünftige Schätzung der Wahrscheinlichkeit wollte, bräuchte ich dafür allgemeine Informationen über Migrationsmuster sowie über die Größe von Claudias sozialem und beruflichem Kontaktnetz.

Und es gab einen weiteren Faktor. »Um das Risiko zu berechnen, muss ich wissen, wie viele Frauen du seit deinem Versprechen, es nicht mehr zu tun, verführt hast. Denn natürlich steigt das Risiko proportional zur Anzahl.«

»Spielt das wirklich eine Rolle?«

»Wenn du eine akkurate Schätzung willst ... Ich vermute mal, die Antwort ist nicht null.«

»Don, Konferenzen – noch dazu in Übersee – zählen nicht.

Deshalb fahren die Leute ja überhaupt zu Konferenzen. Jeder versteht das.«

»Wenn Claudia es versteht, wo liegt das Problem?«

»Man darf sich nicht erwischen lassen. Was in Göteborg passiert, bleibt in Göteborg.«

»Vermutlich kannte Islandfrau diese Regel nicht.«

»Sie ist in Claudias Lesegruppe.«

»Gibt es für Lesegruppen eine Ausnahme?«

»Vergiss es. Jedenfalls ist es vorbei. Sie hat mich rausgeworfen.«

»Du bist obdachlos?«

»Mehr oder weniger.«

»Unfassbar. Ist die Dekanin unterrichtet?« Die Dekanin der naturwissenschaftlichen Fakultät in Melbourne war extrem auf das öffentliche Ansehen der Universität bedacht. Sicher würde es »kein gutes Licht« auf ihre Einrichtung werfen – um einen beliebten Ausdruck von ihr zu verwenden –, einen Obdachlosen als Leiter des Fachbereichs Psychologie zu beschäftigen.

»Ich nehme ein Sabbatjahr«, erwiderte Gene. »Wer weiß, vielleicht schaue ich ja in New York vorbei und spendiere dir ein Bier.«

Die Vorstellung war überraschend – nicht das Bier, das ich mir selbst kaufen konnte, sondern die Möglichkeit, dass mein langjährigster Freund zu mir nach New York kommen könnte.

Abgesehen von Rosie und Familienangehörigen habe ich insgesamt sechs Freunde. In absteigender Reihenfolge des Kontaktumfangs waren dies:

1. Gene, dessen Ratschläge sich oft als unklug erwiesen hatten, der jedoch ein faszinierendes theoretisches Wissen über sexuelle Anziehung bei Menschen besaß – möglicher-

- weise herbeigeführt durch seine eigene Libido, die für einen Mann von siebenundfünfzig übermäßig ausgeprägt war.
2. Genes Frau Claudia, eine klinische Psychologin und der vernünftigste Mensch der Welt. Vor Genes Versprechen, sich zu ändern, hatte sie eine außergewöhnlich hohe Toleranz gegenüber seiner Untreue gezeigt. Ich fragte mich, was mit ihrer Tochter Eugenie und Genes Sohn Carl aus erster Ehe geschehen würde. Eugenie war neun und Carl siebzehn.
 3. Dave Bechler, ein Kühlgerätetechniker, den ich vierzehn Monate zuvor bei meinem ersten gemeinsamen Besuch mit Rosie in New York bei einem Baseball-Spiel kennengelernt hatte. Wir trafen uns jetzt wöchentlich zum »Männerabend«, um über Baseball, Kühltechnik und Ehealltag zu diskutieren.
 4. Sonia, Daves Ehefrau. Obwohl leicht übergewichtig (geschätzter BMI: siebenundzwanzig), war sie extrem hübsch und hatte einen gut bezahlten Job in der Finanzabteilung eines In-vitro-Fertilisationszentrums. Diese Attribute setzten Dave regelmäßig unter Stress, da er fürchtete, irgendwann für einen attraktiveren oder reicheren Mann verlassen zu werden. Dave und Sonia versuchten seit fünf Jahren, sich zu reproduzieren, und nutzten dazu mittlerweile auch IVF-Technik (seltsamerweise jedoch nicht bei Sonias Arbeitsstelle, wo sie mit Sicherheit Aussicht auf Rabatt sowie gegebenenfalls Zugang zu qualitativ hochwertigen Genen gehabt hätte). Ihre Versuche hatten vor einiger Zeit Erfolg gezeigt, und die Geburt des Kindes war für den Weihnachtstag vorausberechnet worden.
 5. (gleicher Kontaktumfang wie 4) Isaac Esler, ein Psychiater australischer Herkunft, den ich einst als den wahrscheinlichsten von Rosies Vaterschaftskandidaten eingestuft hatte.

6. (gleicher Kontaktumfang wie 5) Judy Esler, Isaacs amerikanische Ehefrau. Judy war Keramik-Künstlerin, die außerdem Spendengelder für wohltätige Zwecke und Forschungsvorhaben sammelte. Etliche der dekorativen Objekte, die unsere Wohnung anfüllten, stammten von ihr.

Das ergab eine Summe von sechs Freunden – wenn ich annahm, dass die Eslers überhaupt noch meine Freunde waren. Seit dem Blauflossen-Thunfisch-Zwischenfall vor sechs Wochen und fünf Tagen hatten wir keinen Kontakt mehr gehabt. Aber selbst vier Freunde waren mehr, als ich je zuvor gehabt hatte. Nun bestand die Möglichkeit, dass alle mit einer Ausnahme – Claudia – hier bei mir in New York versammelt sein könnten.

Ich handelte unverzüglich und fragte den Dekan der medizinischen Fakultät der Columbia, Professor David Borenstein, ob Gene sein Sabbatjahr hier verbringen könne. Wie sein Name rein zufällig andeutet, ist Gene Genetiker, der jedoch als Spezialist für Evolutionspsychologie am Institut für Psychologie arbeitet. Theoretisch könnte er in den Bereichen Psychologie, Genetik oder Medizin eingesetzt werden, wobei ich eine Empfehlung gegen Psychologie aussprach. Die meisten Psychologen gehen mit Genes Theorien nicht konform, und ich nahm an, dass Gene im Moment nicht noch mehr Konflikte in seinem Leben gebrauchen konnte. Dies war eine Einsicht, die ein gewisses Maß an Empathie voraussetzte, zu der ich vor meiner Begegnung mit Rosie noch nicht fähig gewesen wäre.